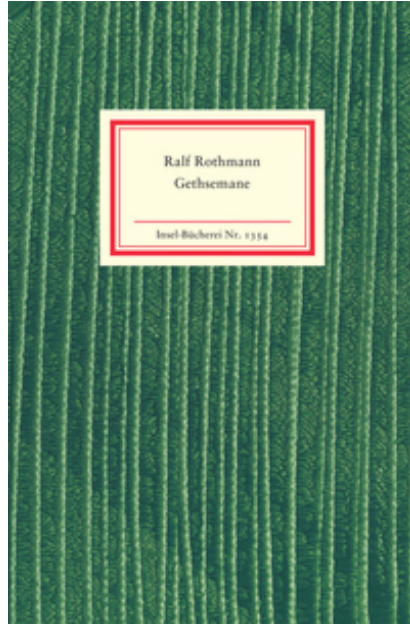


# Insel Verlag

## Leseprobe



Rothmann, Ralf  
**Gethsemane**

© Insel Verlag  
Insel BÜcherei 1354  
978-3-458-19354-8





Ralf Rothmann

Schicke Mütze

Gethsemane

*Zwei Erzählungen*

Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 1354

© Insel Verlag Berlin 2012

Schicke Mütze



Berlin ist ein Dorf, jedenfalls für den, der länger hier lebt und sich nicht mehr blenden läßt von dem bunt flackernden Groß- oder gar Weltstadtgehave auf allen Bildschirmen. Und wie man in gewissen Reiseländern irgendwann müde wird angesichts der Tempel, Paläste und Säulenreste aus grauer Vorzeit, trümmermüde, und nichts weiter will als ein Glas Wein im Schatten, hat man in Berlin irgendwann die Nase voll von der Zukunft, die angeblich überall beginnt und doch nirgends zu sehen ist. Mich jedenfalls erinnern diese Baukrater und Betongerippe eher an Vergangenheit, und auch das sogenannte urbane Leben, das Tempo, der Nervenkitzel oder gar »die Vielfalt des kulturellen Angebots« lassen einen bloß noch gähnen. Alles immer nur Kunst.

So beschränkt man sich auf einen Stadtteil, den Kiez, läuft seine Trampelpfade ab und wird von dem, was die Welt bewegt oder lähmt, am Ende so viel oder wenig berührt wie vom Gardinenwechsel in der Eckkneipe oder der neuen Brotsorte beim Bäcker im Souterrain. Seit fünfundzwanzig Jahren lebe ich hier, meistens in Kreuzberg, und alle bisherigen Wohnungen lagen, Zufall oder nicht, in der Nähe des Landwehrkanals. Darum gehört es zu meinen dörflichen Freuden, fast täglich dort spazierenzugehen. Die sogenannte Kanalrun-



de erstreckt sich von der Waterloo-Brücke an der Brachvogelstraße bis hin zu dem kleinen Rest der früher großen Synagoge, ein von Kastanien, Platanen und Trauerweiden gesäumter Weg, und man passiert vier Brücken, einen Minigolfplatz, das Zollhaus und ein Jugendheim – und wird in regelmäßigen Abständen überholt von *Brigitte*, *Kehrwieder* und *Pik-As*, den Rundfahrtschiffen aus dem Urbanhafen.

Zu einem Dorf gehören bekanntlich auch Trottel, und ich will nicht leugnen, daß ich seit jeher Sympathien für diese etwas abseitigen Existenzen hege, die mir auf den Spazierwegen begegnen und mir oft sogar zunicken, zuzwinkern, als wären wir alte Bekannte. Und wir sind es wohl auch. Jedenfalls habe ich dem einen oder anderen im Lauf der Jahre schon mal eine Gefälligkeit erwiesen oder ihm aus einer Bedrohung, einem Desaster gar, herausgeholfen, denn: »Müßiggänger werden immer als Retter mißbraucht.« Sagt meine Freundin Nora.

Ich will jetzt gar nicht von den vielen Kindern reden, die mich vor dem Freizeithaus oder der Skater-Rampe anhalten und Rotz und Wasser heulend darum bitten, ihnen ihre Walkmen, Handys oder »Chiemsee«-Jacken, gerade von einer Bande Älterer gestohlen, zurückzuerobern. Für mutig und stark gehalten zu werden, nur weil man erwachsen aussieht, habe ich seit jeher als Zudringlichkeit empfunden, und wenn ich die D-Mark-schweren Ausrüstungen der Kids von heute sehe und an die Pfennige für »Prickelpit« in meinen Kindershorts

denke, will der wahre kriminalistische Eifer auch nicht aufkommen.

Da war die Rettung eines Schwans, der sich an einer Eisscholle geschnitten hatte, schon erhebender. Durch den Blutverlust zu schwach für jeden Widerstand, ließ er sich still in die Ambulanz des Krankenhauses tragen, wo man versprach, seine Brustwunde sofort zu nähen, und mir, als wäre ich ein Angehöriger, beruhigend auf die Schulter klopfte. – Hat jemand eine Ahnung, wieviel so ein Schwan wiegt? Und natürlich weiß ich nicht, was aus dem Tier geworden und ob es nicht doch im Müllcontainer gelandet ist. Die Schuhe, die ich an dem Nachmittag trug, habe ich jedenfalls nie wieder angezogen. Eine Reliquie. In meinem Schrank stehen Schuhe voll Schwanenblut.

Mehrfach gerettet habe ich auch Florian, einen siebzehnjährigen Epileptiker, der täglich auf einem speziell für ihn konstruierten, kippstabilen Dreirad über die Kanalwege fährt. Denn sobald seine besorgten Eltern ihm vom anderen Ufer aus zuzurufen, um Gottes willen nicht die schräge Böschung anzusteuern, nickt er gewichtig, bekundet durch ein Klingeln »Verstanden!« – und steuert sie an: Um ihnen mal wieder zu beweisen, daß es doch nicht kippstabil ist, dieses Rad. Dem Sturz folgt der Anfall, und ich, natürlich ganz zufällig in der Nähe, halte seinen Kopf oder schiebe ihm meine Gürtelspitze zwischen die Zähne. Auch die Bißstellen darauf sind mir mittlerweile heilig.

Ein anderer Fall ist Kulle. Einst Restaurator, fiel er beim Ausbessern von Fresken in einer Kirche vom Gerüst und hat seitdem einen Hau, wie die Zeitungsfrau sagt. Sie versorgt ihn und seine kleine Wohnung neben ihrem Laden, und er steht auf den Brücken und predigt den Möwen die Offenbarung des Johannes oder winkt den Ruderern zu.

Doch daß der ruhige, allseits beliebte Mann Zigarren mag, wissen nicht nur die Nachbarn, die sie ihm mengenweise schenken; wenn ich mal wieder so einen Trupp geschorener Schulschwänzer sehe, jeder eine brennende »Sandemanns« zwischen den Fingern, muß ich nur hinter die Synagoge gehen, wo Kulle im Gras sitzt und den Gänseblümchen Psalmen singt. Gewöhnlich stopfe ich dann seine umgekehrten Jacken- und Hosentaschen nach innen, klopfe den plattgetretenen Hut zurecht, und gemeinsam gehen wir zur Zeitungsfrau, wo ihm das Gesicht mit einem Waschlappen gereinigt wird und er neue Zigarren und eine kleine Flasche »Jägermeister« kriegt.

Ich will jetzt nicht den Eindruck erwecken, ein Engel zu sein. Das bin ich nicht; dazu hab ich zuviel Dreck am Flügel. Aber es muß doch einen Grund geben dafür, daß Leute wie Florian oder Kulle immer dann mit einem Unglück aufwarten, wenn ich gerade in der Nähe bin. Oder daß dieser kleine, etwas windschief daherkommende Kerl mit der viel zu großen Kassenbrille von allen Spaziergängern ausgerechnet mich ansteuert, um mir seinen Silberstern unter die Nase zu halten.

»Mordkommission. Schöner Tach heute, wa?«

Er trug eine Jacke aus dünnem, speckigem Wildleder, eine Jogginghose und Turnschuhe – links einen schwarzen, rechts einen rot-weiß gestreiften. Sein dunkelblondes, in die Stirn gekämmtes Haar war über den Brauen zu einem akkuraten Prinz-Eisenherz-Pony geschnitten, was nur betonte, wie schief die schmutzige, an einem Scharnier mit Kupferdraht ausgebesserte Brille saß. Hohlwangig, schmal, die Körperhaltung zum Erbarmen schlaff, gehörte er zu der Sorte Jungen, die bei den Mannschaftswahlen im Sportunterricht zähneknirschend als letzte übernommen werden, wenn überhaupt. Er hatte sich eine Hundeleine locker um den Hals gehängt, und obwohl erst elf oder zwölf Jahre alt, rauchte er französische Zigaretten ohne Filter.

»Wir werden sie alle kassieren«, sagte er, und es klang etwas unartikulierte, als trüge er eine Zahnspange. – »Aber erst muß einer die Sauerei aufwischen, das Blut, verstehste. Genickschuß im Park, ich hab's gesehn. Die hatten solche Uzis, guck mal, so groß, und ich ruf meinen Chef an und sag ...«

»Paß auf, Mac«, knurrte ich. »Erzähl mir nicht so'n Stuß. Das kenne ich alles aus dem Fernsehen. Wir können gern ein Stück zusammen gehen, aber wenn du unbedingt reden muß, laß dir was Interessantes einfallen.«

Verblüfft sah er mich an. »Wieso Mac? Ich heiß Mütze!«

»Ah ja?« Ich zeigte auf die Leine. »Und wo ist dein Hund?«

»Keine Ahnung. Wollen wir Brillen tauschen? So eine ohne Gestell hab ich noch nie gehabt.«

»Ohne Gestell? Die ist ohne *Rand*, mein Lieber.«

»Aber meine nicht! Guck mal, total stabil. Kannste echt mit in'n Nahkampf gehn.«

Um mir das zu beweisen, warf er die Brille auf den Weg, wobei ein Glas aus der Fassung sprang. Doch statt danach zu suchen, drängte er sich plötzlich enger an mich und zischte: »Ach du Kacke, ach du Kacke, *die* schon wieder! Ruf die Zentrale! Handy raus! Zentrale!«

In einem raschen, federnden Gleichschritt kamen uns zwei Jungen in Bomberjacken und Armeehosen entgegen und grinsten im Bewußtsein einer Kraft und Überlegenheit, die sie, kaum älter als mein Begleiter, noch gar nicht haben konnten. – »Wir kriegen dich!« rief der eine und winkte mit einem Klappmesser. – »Dann ficken wir deine Schwester!« ergänzte der andere, und Mütze, der sich fast in meinen offenen Trenchcoat gewickelt hatte vor Angst, stöhnte leise. Ich zog ihn weiter.

»Mit denen ist nicht zu spaßen«, sagte er schließlich. Er bückte sich nach dem Glas, fummelte es in die Brille. »Die haben mir meinen Jesus genommen, weißt du. Abgestochen.«

»Jesus?«

»Der hat mich immer beschützt, vor dem hatten sie Manschetten. Obwohl er nur *so* klein war. Aber reinrassig.«

»*Jesus?!*«

Er nickte. »Ein Rauhhaardackel. Hat sogar mal ihren Pitbull in die Flucht geschlagen. Und weißt du wie? Ganz einfach . . .« Er setzte die Brille wieder auf, lächelte mich an. Keine Spange. Seine Schneidezähne waren erstaunlich groß. »Wenn du einen Kampfhund besiegen willst, beiß ihm in die Eier!«

Ich schluckte, nickte. »Okay, Chef. Werd ich mir merken. Und die Leine da, an deinem Hals? War die für Jesus?«

»Ach wo! Die gehört *dem*«, sagte er und wies wegwerfend auf den weißen Hund, der in diesem Moment aus dem Dickicht kam, Buschwindrosen. Er sah sich kurz nach uns um, und eine Sekunde lang hatte ich das Gefühl, diesen Blick zu kennen, weiß Gott woher. In der Luft wurde ein Knattern laut, und alle Spaziergänger blieben stehen und beobachteten die Landung eines ADAC-Hubschraubers auf dem Klinikdach. Nur der Hund trottete weiter über die Wiese.

Ich frage mich kaum noch, was das Schicksal sich dabei gedacht hat, aus mir einen knurrigen Eremiten zu machen. Menschen kommen mir zu nah, Menschen gehen mir auf die Nerven – und sei es nur, weil sie mich permanent und penetrant daran erinnern, daß ich auch nur einer bin. Deswegen ist mein Liebesvermögen vermutlich etwas unterentwickelt. Gewiß, das Lachen kleiner Kinder hebt mir das Herz, und angesichts hilfloser alter Menschen kann ich eine Ritterlichkeit entwickeln, die mich selbst erstaunt. Aber so ein richtiger Seelenbrand, etwa die Liebe zu einer Frau, ist mir, ich gebe es zu,

im Leben nicht oft geglückt. Und wenn, dann auch nie auf den sogenannten ersten Blick. *Das Wunder* blieb mir verschlossen. Jedenfalls bis zu dem Tag, an dem ich diesen Hund sah.

Ähnlich von Statur, war er doch etwas größer und deutlich beseelter als ein normaler Schäferhund, hatte auch längeres, seidig glattes Fell, dessen Weiß an den Läufen und der schön geschwungenen Rute hauchbraun schimmerte. Außerdem waren seine Ohren nicht so dämlich angespitzt – es gibt da einen Fachausdruck, den ich mir nicht merken werde –, sondern hingen zur Hälfte gelassen herab, und es fehlte ihm jede Bedrohlichkeit. Trotzdem war seine Körperhaltung kraftvoll und stolz; wann immer er aufsaß von der Geruchspost am Wegrand, den hingepinkelten Liebesgrüßen, schien er alles souverän zu überblicken, und in seinen Augen, zwischen denen es zwei senkrechte Stirnfalten gab, lebte ein Wissen, das so mancher Mensch auch nach mehrfacher Wiedergeburt als Akademiker nicht erreicht. Der Hund war erleuchtet, und unwillkürlich blieb ich stehen und sagte: »Was willst du für ihn haben?«

»Für wen?« fragte Mütze. »Für Zwölf? – Den kannst du vergessen, Mensch. Der kämpft nie!«

»Zwölf heißt er?«

Mütze nickte. »Total schlaff, der Sack. Hast du 'n Auto?«

Wenn ich eins besessen hätte – es wäre sofort und ohne Bedenken getauscht worden gegen diesen Hund. So aber konnte

ich dem Jungen nur eine Geldsumme bieten, die wohl kaum für ein gebrauchtes Fahrrad reichte. Jedenfalls blickte er mich über den Rand seiner Brille an und fragte skeptisch: »Was bist'n du von Beruf?«

Wenn man schon nicht sagen kann, warum genau man einen Menschen liebt – wieviel weniger läßt sich die Faszination für ein Tier erklären? Es hat uns eine Reihe von Rätseln voraus, und wenn die Vollkommenheit, die es auszustrahlen vermag, auch nur eine begrenzte, dem Biologischen verhaftete ist – sie bleibt Vollkommenheit, deren Anblick so wohltuend und tröstend sein kann wie der einer Ikone.

Fortan versuchte ich fast jeden Tag, Mütze und seinen Hund zu treffen, lag regelrecht auf der Lauer nach den beiden, und obwohl sie zu keiner festen Zeit um den Kanal spazierten, sah ich sie erstaunlich oft – was mir wiederum ein Hinweis war, eine Aufforderung des Schicksals: nicht nachzulassen in meinem Bemühen um Zwölf.

Doch der Junge blieb stur.

»Den kann ich dir nicht verkaufen. Der hat Aids.«

Also versuchte ich es andersherum. – »Wem gehört er eigentlich genau? Dir oder deinen Eltern?«

»Der gehört sich selbst.«

»Ach so. Und wo wohnt ihr?«

Apathische Handbewegung. »Irgendwo da hinten.«



»Würde dein Vater ihn denn verkaufen? Was macht er so?«

»Mordkommission. Die ganze Familie. Hast du 'ne Uzi?  
Oder 'n Auto?«

Schon wollte ich den gebotenen Geldbetrag derart erhöhen, daß er möglicherweise für ein schlichtes *neues* Fahrrad gereicht hätte. Da kamen fünf oder sechs Mädchen im niedrigsten Kicheralter auf uns zu, und der Junge stutzte. Keine dieser Hübschen war größer als er, und sie trugen lässige Klammotten und neonfarbenen Plastikschmuck, hatten sich hier und da schon mal probeweise einen Fingernagel lackiert oder einen Lidrand geschwärzt, und sie kicherten ganz und gar nicht. Sie ließen Kaugummiblasen platzen, und von den vorübergleitenden Schiffen, von *Brigitte*, *Kehrwieder* und *Pik-As*, winkten Touristen herüber, Japaner – und hielten sich im nächsten Moment die Hände vor den Mund. Es fiel kein Wort, kein Schrei, und schneller, als ich eingreifen konnte, lag Mütze neben seiner Brille im Dreck und krümmte sich zusammen.

»Verdammt noch mal, was soll das!« rief ich den Gören nach. Sie überquerten bereits die Admiralbrücke. »Der Junge hat euch nichts getan!«

Eine aus der Bande, ein Mädchen mit Stahlkappen auf den Schuhen, zeigte mir den Stinkefinger. »Ist doch scheißegal, oder?«

Mütze hatte sich aufgesetzt, schmiß weinend mit Abfall, Sand und ausgerupftem Gras und schrie, fast überkippend

die Stimme: »He, Zwölf! Hierher! Fang sie, du Arsch! Zerfleisch sie!«

Der Hund, der wohl nichts bemerkt hatte von dem Überfall, war zwar in der Nähe, gab sich aber ganz einer frischen Duftspur hin, und erst als Mütze mit den Resten seiner Brille nach ihm warf, hob er den Kopf und schien dem Gesicht nach zu fragen: Was gibt's? Gehn wir weiter?

Ich zog den Jungen hoch, wischte ihm das Blut unter der Nase weg, klopfte den Staub aus seinen Kleidern und fragte: »Wieso haben die das gemacht?«

Er schniefte, zuckte mit den Achseln. »Keine Ahnung.«

»Aber irgendwas muß doch vorgefallen sein. Raus mit der Sprache! Wer sind die? Kennst du eine von denen?«

Er schüttelte den Kopf. »Nur meine Schwester ...«, sagte er, und zum Trost nahm ich ihn mit in ein Ufer-Café und bestellte uns heiße Schokolade. Kaum hatte er sich eine Zigarette angesteckt, piff ihn die Kellnerin an, und so hielt ich den Glimmstengel zwischen den Fingern und ließ ihn, wenn sie nicht hersah, ziehen. Der Hund saß reglos neben dem Tisch und studierte gebannt die geometrischen Figuren, die zwei Fliegen über seiner Nase in die Luft zeichneten.

»Warum heißt du eigentlich Mütze?« fragte ich. »Trägst ja nie eine.«

»Nicht mehr«, sagte der Junge. »Früher schon. So ein geiles Ding hast du noch nicht gesehn. Mit Ohrenklappen und

allen Schikanen. Und 'nem Stern vorne drauf. Haben sie mir geklaut.«

»Wer, sie?«

»Die Mafia natürlich. Nachdem sie hinter meinen Decknamen gekommen waren, hatte ich keine ruhige Minute mehr. – Hast du wenigstens einen Führerschein?«

»Welchen Decknamen?« fragte ich.

»Schicke Mütze. *Häuptling* Schicke Mütze. Der Traum aller Jungfrauen. Wolln wir uns mal anrufen?«

»Gute Idee. Gib mir deine Nummer.«

Er grinste. »Geht nicht, Alter. Die ist geheim.« Dann kramte er ein Dutzend bunter Filzer aus der Jacke. »Also, laß hören . . .« Ich sagte ihm meine, und er zerrte den Hund heran, schrieb sie auf sein Halsband.

»Könnte ich bei dir pennen, wenn sie wieder hinter mir her sind?«

»Klar«, sagte ich und legte das Geld für den Kakao auf den Tisch. »Falls deine Eltern nichts dagegen haben.«

»Ach die . . .« Er wühlte in seinen Taschen. »Guck mal. Hab ich meiner Schwester geklaut.«

Zwei blütenweiße Tampons – er steckte sie ein Stück weit in die Nasenlöcher und schlich, die Backen aufgeblasen, die Hände wie Krallen verkrümmt, von hinten an die Kellnerin heran. Sie räumte gerade die Theke auf und ließ, als sie ihn zwischen den Topfpflanzen sah, ein erschrecktes Japsen hö-

ren. Dann lächelte sie, und er zog an den beiden Bändchen und flitzte mit dem Zischen eines Ballons, dem die Luft entweicht, in Schlangenlinien aus dem Lokal. Der Hund, nach einem kurzen Blick auf mich, folgte ihm gemächlich.

Dann sah ich die beiden lange, den ganzen Herbst lang nicht mehr, und ich kann es nicht anders sagen: Sie fehlten mir. Das Gequatsche des Jungen wollte mir im nachhinein fast poetisch erscheinen, und ich weiß nicht, wie oft der Hund durch meine Träume lief oder ich ihn aus den Augenwinkeln heraus im Spiegel zu sehen glaubte. Die einsamen Spaziergänge, sonst Anlaß zur Freude, wurden langweilig, und als ich einmal, nach einem verregneten Tag, das Haustor aufschloß und die Abdrücke großer Hundepfoten im Flur sah, schlug mein Herz fast im Hals. Daß diese Spuren vor meine Wohnungstür führten, war für mich so fraglos klar, daß ich ihnen beschwingt vor Freude ins dritte Stockwerk folgte.

Ich wohnte aber im zweiten. Doch eines Tages klingelte das Telefon: »Hallo? Brille? Hier ist Mütze. Ich hab's mir überlegt. Du kannst die Töle haben. Wenn ich dafür deinen Führerschein krieg. Wir treffen uns in einer Stunde am Kanal. Paß auf, daß dir niemand folgt.«

»Wo am Kanal?« rief ich, aber er hatte schon eingehängt, und während ich kurz darauf die Ufer nach dem Jungen absuchte, fragte ich mich natürlich, was um alles in der Welt er

mit meinem Führerschein wollte. Der war fast dreißig Jahre alt, und ich, Fußgänger aus Passion, hatte ihn seit einem Vierteljahrhundert nicht mehr gebraucht und würde auch in Zukunft darauf verzichten. Halbaffen mit Hupe gibt es in Berlin genug. Zudem gehe ich nicht sehr pfleglich mit behördlichen Dokumenten um, mein Reisepaß zum Beispiel ist vollgekritzelt wie ein Notizbuch, und auch die Fahrerlaubnis war so abgegriffen und eingerissen, das Foto darin so zerschabt und von Cognac-Flecken entstellt, daß ein Mißbrauch kaum noch möglich schien. Ein Wisch eben, vermutlich längst ungültig.

Der Tausch gefiel mir jedenfalls nicht schlecht, und ich lief unwillkürlich etwas schneller, als ich Zwölf vor dem Freizeitheim entdeckte. Er saß auf der oberen Stufe der Betontreppe, die zur Anlegestelle für Kanus und Schlauchboote führte, und blickte in den Himmel über dem Urban-Krankenhaus. Es war der erste Frosttag im Jahr, die Luft roch nach Schnee, und insgeheim genoß ich es schon, mit dem weißen Hund darin herumzutollen.

Er dagegen, sah man von einem Zucken der Ohren ab, beachtete mich kaum. Gebannt von der Pudelkontur einer Wolke, interessierte er sich nicht einmal dafür, daß sein bisheriger Besitzer mit nichts als einem Joggingdreß am Leib im eisigen Kanalwasser schwamm.

Ich rannte die Treppe hinunter. Es war ein violetter An-